



Als Deutschland Papst war: Benedikt XVI. besucht im August 2005 den Weltjugendtag in Köln.

Foto: T. Ino/Photothek/Picture Alliance/DPA

O mein Papa

Er hat den Glauben mit den Mitteln der Vernunft verteidigt – dafür hat unsere Autorin Joseph Ratzinger immer verehrt.
Nun sieht sie ihn stürzen: in die Kleingeistigkeit. Ein Essay VON CHRISTINA RIETZ

Ein Gehilfe der Wahrheit, ein Co-operator veritatis, wollte Joseph Ratzinger sein. So stand es als Motto auf seinem erzbischöflichen Wappen und so stand es später auf seinem Wappen als Kardinal. Ratzinger verkündete die Wahrheiten der Schöpfung und die Wahrheiten der Kirche, so wie er sie verstand. Er, der fast ein Vierteljahrhundert Präfekt der Glaubenskongregation in Rom war, glaubte die Wahrheit besser zu kennen und härter verteidigen zu müssen als irgendwer sonst. Er hatte sie studiert, er hatte sie gelehrt, der einstige Theologieprofessor. Ratzingers Wahrheiten waren Zumutungen und sollten es sein. Gleichwohl trug er sie mit Vehemenz und Entschiedenheit vor. Genau das, die Form, die Eleganz, habe ich immer an ihm bewundert, auch wenn er mich schlussendlich von diesen Wahrheiten nicht überzeugt hat. Wer sich der Absolutheit des katholischen Weltverständnisses nicht beugen wollte, den schalt der Verteidiger des Glaubens einen Relativisten. Ein Relativist, das war jemand, der in Zweifel zog, dass man sein Leben an den Dogmen und Gesetzen ausrichten musste, die der Katholizismus lehrt. Damit sabotierte der Relativist angeblich das Wesen der Religion und der Kirche. Ein Relativist, das war und ist für Joseph Ratzinger ein Gegner der Wahrheit, ein Leugner des gekreuzigten und auf-erstandenen Christus.

Es ist tragisch, komisch und grausam zugleich, dass Benedikt nun selbst zum Relativisten geworden ist. Er leugnet, was nicht mehr zu leugnen ist: dass auch er als Erzbischof von München und Freising in den Siebziger- und Achtzigerjahren Fehler gemacht hat im Umgang mit Missbrauchsfällen. Dass er wie alle Kirchenmänner damals mehr aufseiten der Täter als aufseiten der Opfer stand und das Leid nicht sehen wollte, das im Namen seiner Kirche verursacht wurde, ja, das er selbst als Erzbischof hätte verhindern können, kurz: dass er blind war. Das jüngst vorgestellte Gutachten der Kanzlei Westpfahl Spilker Wastl, das im Auftrag des Münchner Erzbistums angefertigt worden ist, belegt genau diese Schwäche eindrucklich. Und sie ist auch, wie die Fälle sexuellen Missbrauchs im kirchlichen Verantwortungsbereich, kein Phänomen der Vergangenheit. Sie spiegelt sich in der Weigerung des Papa emeritus, sich die Blindheit von gestern einzugestehen.

Dreimal behauptet Ratzinger in seiner Stellungnahme im Gutachten, bei einer Ordinariats-

sitzung nicht dabei gewesen zu sein, obwohl er bewiesenermaßen anwesend war. Und auch wenn er die dreifache Leugnung mittlerweile relativiert hat und von Fehlern bei der redaktionellen Bearbeitung spricht (»nicht aus böser Absicht«), bleibt doch der Eindruck: Der Verteidiger des Glaubens gibt nur zu, was er muss. Der Rest wird abgestritten, bevor der Hahn kräht.

Ich erkenne diesen Joseph Ratzinger nicht wieder. Intellektuell unredlich und emotional engherzig ficht er ein Rückzugsgefecht, das er nicht gewinnen kann. Dass ich ein Ratzinger-Groupie gewesen wäre, wäre übertrieben zu sagen, gleichwohl: Ich habe Ratzinger einmal bewundert. Von Jugend an war er eine Autorität für mich, gerade weil er zu der Art Autoritäten gehörte, denen zu folgen nicht leicht ist. Ich folgte ihm auch nicht im eigentlichen Sinne, es war mehr so, dass ich durch ihn meine eigenen agnostischen Überzeugungen anzuzweifeln begann: Der Mann war offensichtlich eine intellektuelle Jahrhundertbegabung. Und als solche glaubte er an das eigentlich Unglaubliche, an Marienerscheinungen und das ewige Leben. Sollte ich das dann nicht auch mal versuchen?

Mit Leidenschaft widmete Ratzinger sich der schwierigsten Disziplin von allen: den katholischen Glauben mit den Mitteln der Vernunft zu verteidigen. Ihm dabei zuzusehen war eine Attraktion, auch wenn man nicht seiner Meinung war.

In Sachen Moral waren Ratzingers Wahrheiten mir fremd, aber es musste und muss ja auch jemanden geben wie ihn, der sich hinstellt und Dinge sagt, die bedenkenswert sind, obwohl oder weil sie der Mehrheit nicht passen. Der sich traut, dem modernen Menschen zu sagen, dass seine Emanzipation von Gott maßlos ist und Selbstsucht, Konsum und ungezügelter Liberalismus niemals selig machen können. Von diesen Höhen der Sittlichkeit zu stürzen auf den Münchner Boden der – Tatsachen kann man nicht mal sagen, es ist mehr der Boden der Schutzbehauptungen: Das ist ein tiefer Fall durch gleich mehrere Geschosse des Anstands und der Moral. Jede nachgereichte Schutzbehauptung, jede Windung, um seine papstbedingte Heiligkeit zu retten, lässt ihn fallen – auch in meiner Achtung. So viele seiner Gegner wollten ihn stürzen sehen, ich habe ihn immer verteidigt, und nun stürzt er selbst verschuldet.

Im letzten Sommer kam ich zufällig nach Traunstein. Dort wuchs Joseph Aloisius Ratzinger

auf. Sein Vater war Gendarm, die Mutter Köchin (die Eltern hießen tatsächlich Maria und Joseph und die Tatsache, dass er am Karsamstag geboren wurde, hat größere Ratzinger-Fans als mich bereits in eschatologische Rage versetzt). Damals in Traunstein unternahm ich eine Ratzinger-Wandlung. Erst den Berg hinauf, über die Bahngleise und diese speziell bayerisch grünen Wiesen, immer höher, bis man endlich in Hufschlag ankam. Ein hübsches weißes Kirchlein überragte die Szene, die Alpen erhoben sich im Hintergrund. Das alte Haus der Ratzingers steht heute im Papst-Benedikt-Weg. Ein paar bunte Büsche versperren den allzu neugierigen Touristen den Blick auf Fenster

Es ist unverständlich,
wie der Musikliebhaber,
Menschenkenner und
auch Beichtvater vor der
simplen Unterscheidung
von Gut und Böse
kapituliert hat.

und Türen. Hinter dem Haus schien sofort der Wald zu beginnen. Es war plötzlich alles vorstellbar: Wie die Ratzingers jeden Tag auf Knien den Rosenkranz gebetet haben. Wie der kleine Joseph gedankenverloren herumtrödelte. Wie sein Bruder Georg Klavier übte. Es war alles so bayerisch, so katholisch, so einfach, hier konnte und musste ein Joseph Ratzinger geboren werden. Es war ein Idyll, unberührt von Elend und Fortentwicklung der Welt. Man konnte neidisch werden auf diese Kindheit in einem geschlossenen Weltbild.

Zur Schule gingen die Brüder im Knabenseminar Sankt Michael in Traunstein. Bis dahin hatte ich mich an das Verbot nicht. Ich schlich an einem Denkmal Kardinal Faulhabers vorbei (viermal nachgewiesenes Fehlverhalten im Missbrauchsgutachten), dem Gründer des Seminars, und verirrt mich in Zwischengeschossen und Kellern. Hin und wieder sah es in dem Gebäude aus wie in einer gigantischen Sakristei. Fotografiert habe ich eine Garderobe, an der in großer Selbstverständlichkeit

keine Mäntel, sondern Weihrauchfässer hingen. Fast hörte ich jemanden rufen: »Joseph, brauchst du noch ein Weihrauchfass? Weißt ja, wo sie hängen!« Hier war der Katholizismus die Welt. Und die Welt war der Katholizismus.

Diese Welt hat Ratzinger immer bewahren wollen, ohne das katholische bayerische Idyll ist er gar nicht denkbar. Hier ist er ein Glaubender geworden. Er sagte in einem Interview, dass es keinen Sinn habe, sich in diesen Glauben hineinbeweisen zu wollen – man könne ihn nur fühlen und spüren. Damit machte er den Glauben zu einer Frage der reinen Intuition. Seine eigene Intuition scheint ihn jetzt verlassen zu haben. Denn der Gehilfe der Wahrheit ist – wenn schon nicht überführt, dann doch nur noch so weit von einer Lüge entfernt, wie eine Hostie dick ist. Höchstwahrscheinlich hatte er als Erzbischof Kenntnis von mindestens einem pädokrimalen Priester in seinem Verantwortungsbereich und tat wenig bis nichts, um weitere Opfer zu verhindern. Dieser Wahrheit kann und will er sich nicht stellen. Ein Titel des Papstes lautet Servus servorum Dei, Diener der Diener Gottes. Diese Devotionsformel trifft in einem pervertierten Sinne mittlerweile auf Ratzinger zu und folglich müsste man den Papsttitel eigentlich ändern zu »erster Vertuscher der Vertuscher Gottes«.

Es ist unverständlich, wie der Kunstfreund, Musikliebhaber, Menschenkenner und auch Beichtvater Joseph Ratzinger vor der simplen Unterscheidung von Gut und Böse kapituliert hat. Im konkreten Fall ist die Unterscheidung leicht: Sexueller Missbrauch ist in jeder Situation und unter allen Umständen verdammenswert. In seiner Stellungnahme im Gutachten spricht der Mann von »anderen Moralvorstellungen«, die »damals« geherrscht hätten. Welche sollen das gewesen sein? Ratzinger selbst würde doch sagen: Die Unterscheidung zwischen Gut und Böse ist dem Menschen zuzumuten. Macht ihn erst zum Menschen!

Ratzinger dürfte so viele Beichten gehört haben, er hat doch Spitzenpolitiker, Wissenschaftler, schöne und gefällige Seelen gesprochen, er muss ein intimer Kenner des menschlichen Herzens sein, wie es wenige gibt. Er versteht die Mechaniken, das Räderwerk menschlicher Emotionen und auch Perversionen.

Und ausgerechnet jetzt, vor den Augen der Welt, zieht er sich in eine Kleingeistigkeit zurück, die dem Joseph Ratzinger, den ich zu kennen glaubte, Hohn spricht: Ein Sachverhalt war nach

seiner Amtszeit. War vor seiner Amtszeit. Er war gerade nicht da. Hat keine Kenntnis.

Wenn er von einigen Vorfällen, die in seine Zeit als Münchner Erzbischof fallen, wirklich nichts gewusst haben sollte, wovon nicht auszugehen ist, warum sagt er dann nicht: Ich hätte es aber wissen müssen! Warum stellt er sich nicht als erster aller Kleriker an die Spitze einer Prozession und sagt: Ich selbst habe Schuld auf mich geladen. Hat er nichts gelernt von Johannes Paul II., seinem Vorbild? Der war ein Ass im Entschuldigen. Er hat sich für alles Mögliche entschuldigt und einen schon fast genervt mit seinem schlechten Gewissen. Wie ist es um Ratzingers Gewissen heute bestellt? Eben das steht nicht in der Stellungnahme. Und genau das ist das Tragische an Ratzingers Fall.

Man darf als Katholik nicht wurschteln. Das hat Joseph Ratzinger als Kardinal immer wieder gesagt. In einer welt-historischen Szene auf dem Balkon von Sankt Peter nannte er sich einen »umile lavatore nella vigna del Signore«, einen einfachen Arbeiter im Weinberg des Herrn, und sogar ein »ungenügendes Werkzeug«, ein Mängel-exemplar, das nur getrübt werde, weil es wisse, dass der Herr eben auch mit ungenügenden Werkzeugen umzugehen wisse. Ein solcher Arbeiter würde jetzt schlicht seinen Hut ziehen, ein Confitéor sprechen und sich dreimal an die Brust schlagen – mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa.

Ich habe mich stets gefragt, wie man von Joseph Ratzinger nicht fasziniert sein konnte. Er ist intellektuell so brillant, dass es mitunter unglaublich ist. Einmal schrieb er einen theologischen Aufsatz über die Fußball-WM, in dem er das Spielfeld irgendwie mit dem Garten Eden verglich. Es haute hin, es war, um im Bild zu bleiben, eine Sprache voller Spielfreude und Kabinnettstückchen. Er konnte sich auch dieses ganz unratzingerschen Gegenstands annehmen, weil er intellektuell eben alles konnte. Es ist nicht vorstellbar, dass dieser Mann nicht weiß, dass er mit Halbwahrheiten und Versteckspielen nicht weit kommen kann. Er schrieb ja selbst mal: »Die Unfähigkeit, Schuld zu erkennen, ist die gefährlichste Form seelischer Abstumpfung, die sich denken lässt, weil erst sie den Menschen unfähig macht, sich zu bessern.« Ratzinger sollte mehr Ratzinger lesen. Es tut weh, aber es hilft mitunter.

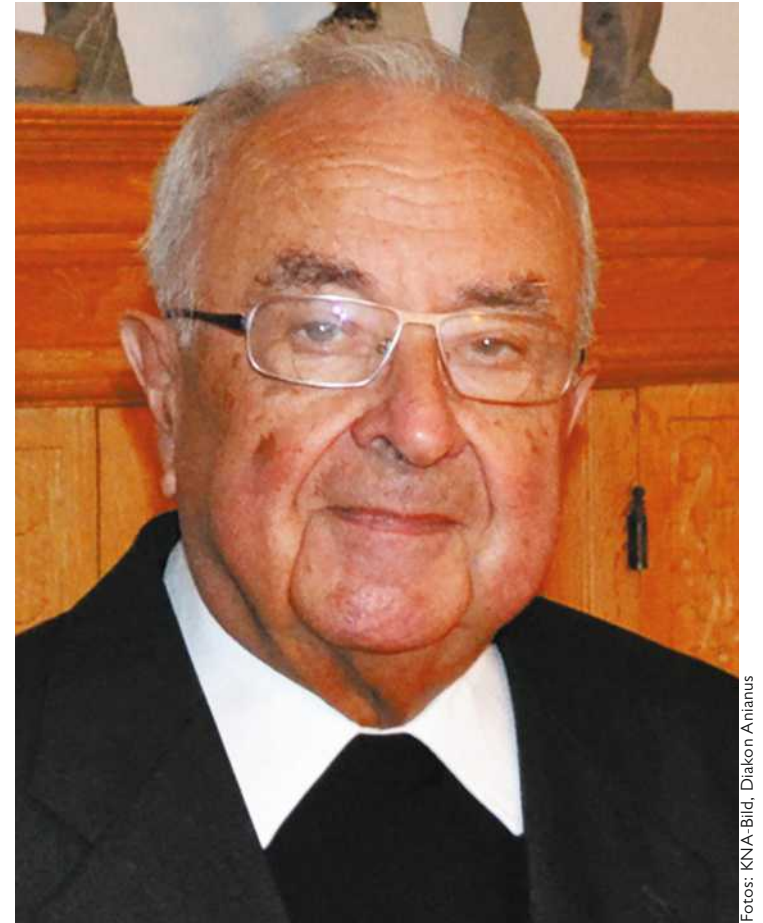
Gerhard Gruber in seiner Zeit als Generalvikar des Erzbistums München und Freising; mehr als drei Jahrzehnte übte er das mächtige Amt aus. Und auf dem rechten Bild in späteren Jahren im Ruhestand. Heute ist er 93 Jahre alt.



Er schützte einst Papst Benedikt und schwieg für ihn. Doch nun hat er ihn belastet. Gerhard Gruber war Jahrzehnte die Nummer zwei im Münchner Erzbistum.

Wer ist der Mann?

VON RAOUL LÖBBERT
UND GEORG LÖWISCH



Fotos: KNA Bild, Diakon Anianus

Der Kronzeuge

Er soll einer der Treuesten der Treuen gewesen sein. Korrekt, fleißig und loyal diene Gerhard Gruber, wie man es sich im Münchner Erzbistum noch immer erzählt, von 1968 bis 1990 drei Erzbischöfen. Darunter war auch Joseph Ratzinger, der heutige emeritierte Papst Benedikt XVI. Als Generalvikar war Gruber Chef der Bistumsverwaltung. Zu seinen Aufgaben gehörte es, die Dinge zu erledigen, mit denen sein Chef nicht in Berührung kommen sollte, jedenfalls nicht nach außen hin. Gruber war der Problemlöser, der Mann fürs Grobe. Als solcher muss man schweigen können. Und Gruber schwieg.

Bis heute. 93 Jahre ist Gerhard Gruber mittlerweile alt. Lange teilte er sich mit Bruder Elmar, einem Pfarrer und Religionspädagogen, eine Wohnung in München. Im Jahr 2011 starb Elmar, und Gruber zog in ein Altenheim der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul. Aus ebenjenem Altenheim gab der frühere Generalvikar im vergangenen Jahr drei Stellungnahmen ab. In Auszügen fanden sie Eingang in das vergangene Woche veröffentlichte Missbrauchsgutachten der Kanzlei Westpfahl Spilker Wastl im Auftrag des Erzbistums München und Freising. Und was Gruber da behauptet, hat es in sich. Der starke zweite Mann von einst wendet sich gegen Ratzinger, gegen sein Bistum und gegen das System Kirche, das den sexuellen Missbrauch von Kindern überhaupt erst ermöglichte. Ein System, dem er selbst seit Jahrzehnten angehört und das der Langzeit-Generalvikar und frühere Domdekan der Frauenkirche verinnerlicht hat und repräsentiert wie wenige andere in München.

Im Zentrum des Gutachtens steht der Fall von Pfarrer Peter H., einem Wiederholungstäter, der 1980 aus dem Bistum Essen nach München versetzt wurde (ZEIT Nr. 2/22). Die Anwälte widmen Pfarrer H., seinen Taten und dem Versagen der Bistumsverwaltung im Umgang damit einen mehr als 350 Seiten starken Sonderband. Und der Fall ist tatsächlich besonders. Bereits im Jahr 2010 interessierte sich die Welt für ihn und wollte wissen, wer 1980 für H.s Versetzung verantwortlich war. Denn 1984 hat Peter H. erneut Jungen sexualisierte Gewalt zugefügt. 1980 hieß der Münchner Erzbischof Ratzinger und Gruber war sein Generalvikar.

Schützend stellte sich Gruber 2010 vor den deutschen Papst, bekannte, er allein habe Pfarrer H. 1980 in der Seelsorge eingesetzt. Er allein – zwei Wörter, die womöglich zum Mühlstein werden können um den Hals eines alten Mannes.

Viel ist jetzt, da das Gutachten der Kanzlei Westpfahl Spilker Wastl veröffentlicht wurde, von der vermeintlichen oder tatsächlichen Lüge Benedikts die Rede, von der dreifach wiederholten Be-

hauptung in seiner eigenen Stellungnahme, bei der entscheidenden Sitzung 1980 nicht dabei gewesen zu sein. Das Sitzungsprotokoll sagt etwas völlig anderes. Benedikt hat nun eine Erklärung nachgereicht. Er sei bei der Sitzung doch anwesend gewesen und die vormalige Dreifachleugnung sei »ein Versehen bei der redaktionellen Bearbeitung«, wie Sekretär Georg Gänswein für den früheren Papst erklärte. »Er möchte betonen, dass dies nicht aus böser Absicht heraus geschehen ist.«

Ein Papst, der einen dummen Fehler korrigieren muss, das ist bemerkenswert. Allerdings bedeutsam ist eben auch die Wandlung Gerhard Grubers vom Sündenbock zum Informanten, der aufgrund der »Penetranz« der Gutachter, so berichtet es der Gutachter Ulrich Wastl bei der Vorstellung seiner Arbeit in München, die Aussage von 2010 »relativiert« habe. Und als solcher zweifelt er im Gutachten kein bisschen, »dass Kardinal Ratzinger alle notwendigen Informationen in der Sache« des Pfarrers H. hatte, dass er wusste und billigte, was mit dem Täter geschah, auch wenn er, Gruber, mit 93 Jahren nicht mehr genau sagen könne, wann sein Chef alles wusste und von wem.

Es lohnt sich, die Einlassungen Gerhard Grubers auf Seite 129 und 130 im Sondergutachten zum Fall H. zu lesen. Auch wenn er selbst für eigene Schuld ziemlich blind ist, dokumentieren sie womöglich die Weigerung eines verantwortlichen Hierarchen, dem System bis in den Tod hinein zu gehorchen. Oder die Aussagen zeigen, dass er immer noch im Interessengeflecht des Münchner Klerus steckt, in dem es einige als hilfreich erachten, wenn ihr eigener Skandal verdeckt wird von dem eines früheren Papstes.

Gedrängt habe man ihn 2010, behauptet Gruber, die Verantwortung zu übernehmen. Dabei habe er sich intern immer gegen den »Missbrauch meiner Person als Alleinverantwortlicher« gewehrt. Mit 93 Jahren teilt Gruber aus. Gegen Ratzinger, aber auch gegen die Bistumsspitze von 2010: »Dass die Vorgehensweise von Generalvikar Dr. Beer immer damit begründet wurde, dass er Papst Benedikt XVI. um jeden Preis schützen müsse, war mir bekannt.« Und noch einmal: »Die veröffentlichte Zuschreibung der alleinigen Schuld für die Einsetzung von H. an mich erfolgte letztlich im Ordinarat (Generalvikar/Pressestelle) mit dem Hinweis, dass ich zum Schutz des Papstes jetzt die alleinige Verantwortung zu übernehmen habe.«

Der von Gruber angesprochene »Dr. Beer« ist nicht irgendwer in München: Von 2009 bis 2019 war Peter Beer, 55, die Nummer zwei unter Erzbischof Reinhard Marx. Dann wurde er Professor am Zentrum für Kinderschutz an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. Den Vorwurf, seinen Amtsvorgänger vor knapp zwölf Jahren zur Schuldübernahme bewegt zu haben, bestreitet Beer im Gutachten: »Die Aussage von Dr. Gruber,

ich hätte ihn zur Übernahme der alleinigen Verantwortung in der Causa H. gedrängt, entbehrt jeglicher Grundlage.« Auf abermalige Nachfrage der Gutachter schwächte Gruber seine Version ab und erklärte, Beer habe die Order nicht ihm gegenüber ausgesprochen, vielmehr sei dessen Haltung nur bekannt gewesen.

Dennoch: Aussage steht gegen Aussage. Der eine Ex-Generalvikar sitzt im Altenheim und will nicht allein mit seiner Schuld sterben. Der andere kämpft neben seinem Ruf als integrierender Kleriker auch um seine Karriere. Als kommunikativer Machtmensch gilt der Jüngere, als verschlossener Beamtentyp der Ältere: still, effizient, systematisch. Ebenjene kalte Systematik spiegelt sich auch in Gerhard Grubers einzigem bekannten Hobby: der botanischen Fotostudie. Jeden überreichten Geburtstagsstrauß konnte Gruber in seiner Zeit als Generalvikar angeblich wissenschaftlich korrekt in seine lateinischen Komponenten zerlegen. Nach Höherem, sagt ein Weggefährte, habe er nie gestrebt. Nur als Kind hatte er, wie er bei seinem 90. Geburtstag dem »Münchner Merkur« gestand, einen Berufswunsch, der sich auf seinem Weg durch die katholischen Instanzen irgendwann verflüchtigt haben muss: Papst.

Wie wird so jemand vom Diener und willigen Vollstrecker zum Kronzeugen?

Was ihn umtreibt, kann Gruber nur selbst beantworten. Eine erste Gesprächsanfrage der ZEIT kurz vor Weihnachten hat er abgelehnt. Überaus höflich und in einer munter tanzenden Handschrift schrieb er, mehrere Gottesdienst-Verpflichtungen in der Erzdiözese hätten ihn davon abgehalten, früher zu antworten. Nun wolle er aber das Gutachten abwarten, »ob und wie ich von dem erwähnten Gutachten betroffen sein werde«.

Inzwischen liegt das Opus magnum der beauftragten Anwälte vor, 1900 Seiten dick, voll von Leid und dessen Vertuschung. Und ja: Gruber spielt darin eine Hauptrolle. 34 untersuchungsrelevante Sachverhalte wurden in seiner Amtszeit im Zusammenhang mit sexuellem Missbrauch in der Erzdiözese behandelt. In 23 dieser Fälle ist dem Generalvikar »ein (rechts-)fehlerhaftes und/oder zumindest unangemessenes Vorgehen bei der Sachbehandlung anzulasten«. In einem Fall konnte er den Vorwurf entkräften.

Kein Verantwortlicher, nicht einmal Dauererzbischof Friedrich Wetter (25 Amtsjahre, 21 nachgewiesene Verfehlungen), wird im Gutachten so oft und schwer belastet wie der Blumenliebhaber Gruber. Doch er ist auch der einzige Hierarch, der auf den vielen Seiten des Gutachtens zugibt: Der Fehler steckt tief drin im Erzbistum und im katholischen System. Er zeige sich überall, in der mangelhaften Opfer- und systemischen Täterfürsorge, in der chaotischen

Aktenführung, die zugleich Ausdruck wie Produkt einer die Vertuschung begünstigenden Würstigkeit ist, sowie im fehlenden Interesse, versetzte Täter zu überwachen und weitere Taten zu verhindern.

All das erkennt der systematische geschulte Blick des Hobbybotanikers. Und zugleich ist Gruber als Apparatschik blind für seine Verantwortung innerhalb des Systems. So muss der 93-Jährige auf Seite 275 des Sondergutachtens Sätze über sich lesen, die als Fazit unter einem katholischen Leben im Dienste höherer Herren bitter klingen: »Letztlich beschreibt er (Gerhard Gruber, d. Red.) ein System, in dem es ihm gar nicht möglich gewesen sein soll, die in hohem Maße defizitäre Behandlung von Fällen sexuellen Missbrauchs auch nur zu erkennen. Diese nicht nur von ihm, sondern auch von einer Vielzahl weiterer hochrangiger Vertreter der Kirche präsentierte Einlassung bedarf keiner weitergehenden Kommentierung als den Hinweis, dass damit das von ihm aus heutiger Sicht als unzureichend erkannte System seine systemische Nichtverantwortlichkeit begründen soll.«

Die knochentrockene Gutachtersprache kassiert eine Tragik. Es ist die Tragik Gerhard Grubers, aber auch die der katholischen Kirche. Denn diese Kirche, steht da als vager Hoffnungsschimmer in der Gutachterbilanz des Schreckens, könnte anders sein, menschlicher, christlicher, wenn sie wollte. Nur muss sie sich dafür der eigenen Unmenschlichkeit stellen und die Aufrichtigkeit leben, die sie von anderen fordert.

Es gibt eine Anekdote über Gerhard Gruber, die womöglich mehr über den Menschen und Christen sagt als über den katholischen Funktionär. Als junger Mann, mit Mitte dreißig, so hat er es später in einem Interview erzählt, glaubte er wohl tatsächlich daran, seine Kirche besser zu machen. Damals war er Sekretär des Münchner Erzbischofs Julius Döpfner und begleitete diesen während des Zweiten Vatikanischen Konzils. Bis tief in die Nacht tippte Gruber da Papiere ab und berauscht sich am Geist der Veränderung, der in der katholischen Welt war. Am 8. Dezember 1965, dem Tag, an dem das Konzil zu Ende geht, steht er schließlich auf dem Petersplatz und sieht in den Himmel Roms. Um ihn herum Menschen, feiernde Kleriker und Nicht-Kleriker. Sie alle glauben an das Ideal einer machtlosen Kirche, zusammengehalten vom Willen zu Gemeinsamkeit und der Bereitschaft, Menschen in Not zu helfen. Und so wie Ratzingers Generalvikar sich 2005 im Interview daran erinnert, gewinnt man den Eindruck: Dieser Mann hatte einst die ideale Kirche vor Augen.

Doch das Konzil in Rom war zu Beginn von Gerhard Grubers langem Marsch durch die katholischen Institutionen. Am Ende handelte er so hart wie diese.

Impressum

Redaktion:
Georg Löwisch (Chefredakteur, V.i.S.d.P.)
Merle Schmalenbach (Stellv. Chefredakteurin)
Raoul Löbbert (Chefredakteur)
Mitglied der Chefredaktion
Andreas Ohler, Christina Rietz,
Kilian Trotier (Kordinator
ZEIT Sinn – Wofür leben wir?)
Gestaltung: Lucas Kramer, Rike Weiger
Bildredaktion: Antje Berghäuser (frei)
Korrektur: Susanne Häfner (frei)

Christ & Welt wird herausgegeben von der ZEIT:CREDO Verlags GmbH.

Geschäftsführer:
Rainer Esser, Patrik Schwarz
ZEIT:CREDO gehört zur ZEIT-Verlagsgruppe Hamburg.

ZEIT:CREDO Verlags GmbH
Speersort 1, 20095 Hamburg
Telefon: (040) 32 80 00

Druck:
Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH,
64546 Mörfelden-Walldorf

Anschrift Redaktion:
Christ & Welt
Konstanzer Straße 64, 10707 Berlin
Telefon: (030) 88 71 43 83
E-Mail: briefe.christundwelt@zeit.de
Internet: www.zeit.de/christundwelt

Abonnement Deutschland:
Abonnement DIE ZEIT
mit Christ & Welt
52 Ausgaben € 306,80;
Studentenabonnement DIE ZEIT
52 Ausgaben € 197,60
Abonnementbestellung
für die Extraausgabe der ZEIT
mit Christ & Welt:
Leser-Service, 20080 Hamburg
Telefon: (040) 42 23 70 70
Fax: (040) 42 23 70 90
oder E-Mail: abo@zeit.de

ANZEIGE

ZEIT SINN

Der Newsletter – Wofür leben wir?

Der Sinn-Newsletter stellt die tiefen Fragen des Lebens und sucht nach Antworten – persönlich und grundsätzlich. Erhalten Sie jeden Freitagnachmittag ausgewählte Texte rund um Sinnsuche, Lebensentscheidungen und Wendepunkte.

www.zeit.de/sinn-newsletter

Jeden
Freitag
neu



WOFÜR LEBEN WIR?

»Man muss seine eigene Mutter werden«

Als ihre Mutter an Krebs starb, verlor die Schauspielerin Verena Altenberger ihr größtes Vorbild. Sie spielt gegen den Verlust an. Wie kann aus Wut auf eine Krankheit etwas Gutes entstehen?

INTERVIEW VON CORINNA MILBORN, FOTOS VON MAFALDA RAKO

Christ&Welt: Frau Altenberger, bei den Salzburger Festspielen im letzten Jahr – Sie spielten die Buhlschaft im »Jedermann« – erschienen Sie mit abasierten Haaren. Die Haare, das ganze Jahr waren diese kurzen Haare Thema!

Verena Altenberger: Ich habe sogar einmal in einer nächtlichen Angstattacke der Präsidentin der Salzburger Festspiele in einer SMS geschrieben: Sind die Haare jetzt alles, was übrig bleibt? Sie sagte: Nein. Und sie hat recht. Wir haben so viel mehr gemacht.

C&W: Sie haben sich die Glatze für die Rolle einer Krebskranken im Film »Unter der Haut der Stadt« rasiert.

Altenberger: Meine Mama ist an Krebs gestorben. Ich habe von Anfang an gesagt: Dieser Film bekommt alles von mir. Ich habe seit dem Tod von der Mama auf so eine Geschichte gewartet.

C&W: Wie lange ist das her?

Altenberger: Sie ist 2015 gestorben. Es ging mir nicht darum, ihren Tod zu verarbeiten, das ist ja ein Job und nicht eine Therapie. Aber ich kann bei diesem Thema richtig in die Tiefe gehen.

C&W: Haben Sie die Krankheit Ihrer Mutter nah miterlebt?

Altenberger: Ja. Sie hatte die erste Diagnose 2010, hat fünf Jahre gekämpft und galt als gesund. Und dann hat sie plötzlich noch einmal Krebs bekommen. Ein langer Kampf, ein Aufatmen, und dann ein überraschend schneller Tod.

C&W: Wie gehen Sie damit um?

Altenberger: Heute anders als kurz danach. Die Zeit macht es ein bisschen besser. Aber es gibt Momente, in denen mich die Trauer erwischt. Ich kann zum Beispiel nicht auf Hochzeiten gehen, ohne zu weinen. Dabei will ich nicht einmal heiraten, es geht mir nicht um den Gedanken: Wenn ich heirate, wird meine Mama nicht dabei sein. Aber diese Momente triggern mich extrem in meiner Trauer. Es ist einfach Scheiße. Sie war meine wichtigste Bezugsperson. Die, die man fragt bei den großen Lebensentscheidungen, den großen Ängsten. Und die gibt es nicht mehr. Und dann muss man das selber werden. Man muss seine eigene Mutter werden.

C&W: Ihre Mutter ist aus Dorfgastein hoch in den Salzburger Bergen. Prägt Sie das?

Altenberger: Ja, sie kam aus sehr armen Verhältnissen. Ihr Vater war Holzarbeiter und später Eisenbahner, ihre Mutter Hilfskraft und später Hebamme. Meine Mutter wollte immer einen Bauern-

»Wenn ich Unrecht empfinde, gehe ich ins Leid statt in die Aggression.«

hof, aber es gab keinen Erbhof, und sie wollte keinen Bauern heiraten. Also hat sie Landwirtschaft studiert und dann den Lehrbauernhof einer landwirtschaftlichen Fachschule übernommen. Als Direktorin und Bäuerin.

C&W: Ungewöhnlich für die Zeit und die Gegend, als Frau selbst einen Bauernhof zu wollen.

Altenberger: Absolut. Wenn ich in Dorfgastein bin, gibt mir das eine Verbindung zu ihr, aber auch zu mir selbst. Ich komme an und fühle mich zu Hause. Ich weiß nicht – sind es die Silhouetten der Berge? Irgendwas im Körper sagt: »Das kennst du.«

C&W: Viele Krebspatientinnen haben sich sehr gefreut, dass Sie die Rolle mit einer echten Glatze gespielt haben.

Altenberger: Genau das war der Punkt. Meine Mama hatte gar nie auf klassisch verstandene Weiblichkeit gesetzt, aber trotzdem hat sie so sehr darunter gelitten: Brust amputiert, Haare weg, Augenbrauen und Wimpern weg, Nägel brüchig. Sie fühlte sich aller äußeren weiblichen Erkennungsmerkmale beraubt. In Salzburg trug sie immer Perücke, aber in Wien nicht. Ich hätte so gern gehabt, dass sie versteht, wie schön sie ist. Wie eine Elfe. Ich habe mir damals oft gedacht, ich mach mir jetzt auch die Haare ab, für sie. Aber ich habe mich nicht getraut, als Schauspielerin mit langen Haaren. Jetzt habe ich mir so oft gewünscht: Hätte ich das doch vor sieben Jahren gemacht. Ich habe mir ab dem Moment, als ich die Glatze hatte, kein einziges Mal etwas auf den Kopf gesetzt. Keine Perücke, keine Kappe, nie. Als späte Botschaft an die Mama.

C&W: Sie haben eine Buhlschaft auf Augenhöhe mit dem Jedermann geschaffen. Wollten Sie die Rolle feministisch neu interpretieren?

Altenberger: Wir sind drauf gekommen: Sie liebt den Jedermann und er liebt sie. Das hat alles geändert. Auf diese Entdeckung bin ich stolz: Wenn man wahre Liebe empfindet, ist die Augenhöhe

automatisch hergestellt. Dann kann es keine Abhängigkeit geben. Ich war auch erstaunt – ist in 102 Jahren niemand drauf gekommen, dass sie sich einfach lieben?

C&W: In dem Film »Die beste aller Welten« spielen Sie eine heroinabhängige Mutter, die ihrem Sohn trotzdem ein gutes Leben bieten will. Das war für Mütter so herzerreißend zu sehen – woher haben Sie das genommen?

Altenberger: Ich hatte gerade meine eigene Mutter verloren. Und spielte nun eine Mutter, die auf andere Weise kaputt geht. Das war sehr, sehr hart. Ich habe für die Rolle in Drogen-WGs recherchiert und konnte mich manchmal kaum halten vor Wut: Meine Mutter hat so unter der Chemo gelitten und ist doch gestorben – und die hier jagen sich 40 Jahre lang mutwillig Dreck in den Körper und leben? Das war völlig irrational und unverhältnismäßig, Sucht ist eine Krankheit. Aber diese Offenheit in Bezug auf Suchtkranke musste ich mir erarbeiten, und es war schwer, diese unterschiedlichen Körper zu sehen und wie sie auf Chemikalien reagieren.

C&W: Warum haben Sie sich nicht eine Pause genommen?

Altenberger: Ich wusste: Dieser Film kann meine Karriere entscheiden. Ich hatte die Chance auf das, was ich mir gewünscht habe, seit ich denken kann: als Schauspielerin gesehen zu werden mit meiner Kunst. Es war ein »Jetzt oder nie«.

C&W: Ihr Beruf bringt einen öffentlichen Fokus auf Ihren Körper mit sich. Wie gehen Sie damit um?

Altenberger: Ich habe als Buhlschaft die übliche Dosis abbekommen und dachte, ich wäre gut da-

mit umgegangen. Gestern habe ich mir die Presseclippings angesehen und gemerkt: Ich war in diesem Sommer so dünn wie nie. Ich habe unbewusst wohl sehr darauf geachtet, meinen Körper nicht angreifbar zu machen. Ich war durch die Haare schon so exponiert, ich wollte denen nicht auch noch eine Speckrolle geben. Ich versuche, mich von diesen Körperbildern zu lösen, aber es sitzt so tief. Gott sei Dank gibt es Frauen, die zehn Jahre jünger sind und denen es wirklich egal ist. Ich schwanke leider immer noch zwischen der echten Akzeptanz meines Körpers und dem Versuch, mich durch einen möglichst »schönen« Körper unantastbar zu machen.

C&W: Machen Sie Kunst, um die Gesellschaft zu ändern?

Altenberger: Ich durchschaue mich da selbst schwer. Wie viel sind die Ideale, wie viel erlernter Egoismus – wie viel Egoismus steckt im Vertreten von Idealen? Ich weiß es nicht. Was ich weiß, ist: Seit ich mich erinnern kann, wollte ich Schauspielerin werden.

C&W: Warum?

Altenberger: Ich wusste als Vierjährige ja gar nicht, was das bedeutet. Aber ich habe mich immer nach einer Gemeinschaft geseht, die einen so sein lässt, wie man ist. Eine banale Geschichte, aber es war einer meiner schönsten Aha-Momente: Ich wurde mit dem Auto zu Dreharbeiten abgeholt, die Fenster sind unten, es ist Sommer, mein Kollege hat eine Suppenkelle in der Hand und trommelt damit. Meine Kollegin steckt den Kopf aus dem Fenster und schreit laut. Es war so schön, in diesem Moment mit diesen verrückten Menschen im Auto zu sitzen. Und bitte nicht falsch verstehen –

die sind nicht nur verrückt, die sind auch total erfolgreich, Idealisten und bewegen was in der Welt. Diese Freiheit, diese Klassenlosigkeit, das war meine Sehnsucht. Wir haben immer noch diesen Status des Hofnarren, der im Stall sitzen kann, aber auch an der königlichen Tafel. Dieses Über-den-roten-Teppich-Gehen, aber auch mit Ernst in andere Welten einzutauchen: Das erfüllt mit einer großen Lebendigkeit.

C&W: Dabei sind es oft ernste Rollen. In Lesbos recherchierten Sie für die Rolle einer Frau, die Flüchtlingen helfen will – aber dabei selbst schiffbrüchig und zum Problem wird.

Altenberger: Als ich das Drehbuch las, dachte ich: Nein, warum macht sie das? Warum startet sie allein aufs Meer? Als ich aber dort dieses Training mitmachte und lernte, wie man das Meer absucht, wurde mir klar: Natürlich tut sie das. Das ist eine zutiefst menschliche Reaktion. Diese Menschen, die ins Netz schreiben: Das Boot ist voll, lasst sie doch verrecken – ich habe die feste Hoffnung, dass auch die springen, wenn sie jemanden ertrinken sehen. Manche sind nur gut darin, sich von diesem Verantwortungsgefühl abzuschotten, solange sie Abstand herstellen können.

C&W: Sie sagen Ihre Meinung zu diesem Thema sehr klar. Haben Sie jemals überlegt, wie sich das auf Ihre Schauspielkarriere auswirkt?

Altenberger: Ich habe Momente, in denen ich mir denke: Vielleicht muss ich damit aufhören. Nicht, weil ein rechter Redakteur es kritisieren würde, oder manche mich nicht besetzen würden – aber ich will ja nicht darauf festgelegt werden, ich will meine Kunst damit nicht banalisieren, sie nicht der Realität unterwerfen und nur daran messen

lassen. Aber dann stelle ich fest: Das sind müßige Überlegungen. Ich könnte ohnehin nicht aufhören. Und in Wirklichkeit, glaube ich, wird meine Kunst auch daraus genährt.

C&W: Treibt Wut Sie an?

Altenberger: Ich musste Wut erst lernen. 2010, als ich im Jugendensemble des Burgtheaters war, wurde mir immer gesagt: Warum leidest du in deiner Rolle so? Und ich dachte mir: Ich leide doch nicht, ich bin wütend! Und da habe ich an mir festgestellt: Wenn ich Unrecht empfinde, gehe ich ins Leid statt in die Aggression. In der Schauspielausbildung wurde uns gesagt: »Geh in deine männliche Seite«, »Zeig deine weibliche Seite«, und gemeint war: Männlich ist hart und aggressiv. Weiblich ist weich und sinnlich. Das ist so bescheuert und so beschränkt und einfach nur von der Gesellschaft diktiert. Man wird ja nicht mit Vagina geboren und ist deshalb sinnlich. Allein diese Zuschreibung hat mich schließlich doch wütend gemacht.

»Wenn man wahre Liebe empfindet, ist die Augenhöhe automatisch hergestellt.«

C&W: Sie sind jetzt Präsidentin der österreichischen Filmakademie, gemeinsam mit Arash T. Riahi. Können Sie da an den Rollenbildern etwas ändern?

Altenberger: Ich denke, allein dass wir beide da sind, hat schon etwas geändert. Ich habe gezögert – aber man kann sich nicht wünschen, dass da eine junge Frau sitzt, und dann Nein sagen, oder? Ich habe ein großes Anliegen: mehr Geld für den österreichischen Film. Die ganze Welt beneidet uns um diese österreichische Erzählweise – tiefgründig, oft mit großer Ruhe, dreckig, dunkel, mit einer besonderen Art von Humor, oft auch bodenlos. Wie tief wird der Mensch da durchschaut! Wir brauchen davon mehr.

C&W: Dann stelle ich Ihnen am Schluss die große Frage: Wofür leben wir?

Altenberger: Hm. Wenn wir mit der Klimakatastrophe so weitermachen, stellen wir uns diese Frage jedenfalls nicht mehr lange.

C&W: Sind Sie in irgendeiner Art gläubig?

Altenberger: Nein. Ich bin aber auch nicht Atheistin, ich habe einfach keinen Anhaltspunkt in irgendeiner Glaubensform.

C&W: Vielleicht liegt Ihr Lebenssinn ja in der Kunst?

Altenberger: Leben, um zu spielen? Das wäre dann doch zu banal. Vielleicht ist es auch einfach wurscht. Wenn man anderen Leid zufügt – das gibt sicher Abzüge. Und ich glaube schon, dass man mit Film und Theater die Gesellschaft ändern kann. Aber wohin? Wenn Kunst das Experiment ist, Theater die Probe für eine Welt, die wir erst entwickeln – dann können wir vielleicht ja noch nicht wissen, wofür wir das alles tun. Oder?



Weil sie in einem Film eine Krebskranke spielte, rasierte Altenberger sich die Haare ab – weil sie mit nur leicht gewachsenem Schopf im »Jedermann« wirkte, bekam sie Hassmails und Drohbriefe.

DIE SINN INTERVIEWS

Jede Woche interviewen wir unter der Leitfrage »Wofür leben wir?« eine andere Persönlichkeit. Zuletzt: die Autorin Sibylle Lewitscharoff, der Schriftsteller Frido Mann und der Milliardär Reinhold Würth.

Foto: Mafalda Rakos für ZEIT Christ&Welt, Verena Altenberger



Verena Altenberger, 34 Jahre, studierte Kommunikationswissenschaften in Wien. Sie spielte unter anderem am Burgtheater und in verschiedenen Film- und Fernsehproduktionen. 2021 verkörperte sie bei den Salzburger Festspielen die Buhlschaft – eine der renommiertesten Rollen im ganzen deutschsprachigen Theater.



Frank Kribber, 45, Priester und Gefängnis-seelsorger aus Haselünne, Bistum Osnabrück

Ich bin schwul. Das habe ich in der Öffentlichkeit bisher noch nie laut gesagt. Ich bin schwul und katholischer Priester. Ich sage das nur, weil ich keine Angst mehr habe. Aber es könnte jetzt richtig spannend für mich werden. Ich arbeite als Gefängnis-seelsorger, unter den Insassen ist Homosexualität nicht unbedingt positiv besetzt. Meinem

Bischof Franz-Josef Bode habe ich bereits von meiner Sexualität in einem Brief erzählt, er hat mich daraufhin zu sich eingeladen. Es war ein gutes Gespräch, er wollte wissen, wie es mir geht. Und er sagte, egal ob homo oder hetero, für mich als Priester gilt der Zölibat. Dieselben Spielregeln für alle. Schon allein das hat mich innerlich sehr befreit: behandelt zu werden wie jeder andere Priester auch. Bischof Bode sagte, es käme auf meine Arbeit an und die sei gut. Damit war das Gespräch beendet. Meine Angst war unbegründet. Da war plötzlich so etwas wie Frieden in mir. Mit mir, mit meiner Kirche. Diesen Frieden will ich teilen, Menschen davon erzählen, um Mut zu machen.

Nicht ich sein zu können, hat mich viel Kraft und Zeit gekostet. Lange konnte ich über meine Sexualität nicht sprechen. Und dachte: Was nicht sein darf, kann auch nicht sein. Ich machte Sport, viel Sport. Sieben Tage die Woche. Bis mich ein Freund zur Seite nahm und sagte: Du läufst doch vor etwas davon. Da platzte es aus mir raus. Eine verdrängte Liebe, die mich unterbewusst beschäftigt hat. Die Liebe zu einem Mann, der leider früh sterben musste. Ich denke viel an ihn. Ich trauere um ihn. Aber ich bin froh, dass ich darüber heute sprechen kann, dass ich ehrlich sein kann. Meine Kirche sollte Menschen für ihre Ehrlichkeit schätzen, nicht verurteilen.



Michael Brinkschröder, 54, Theologe und Religionslehrer in München

am Anfang war das in München ein stillschweigendes Agreement: Don't ask, don't tell. Ich habe Theologie studiert, weil ich eigentlich als Pastoralreferent arbeiten wollte. In drei Bistümern wurde meine Bewerbung abgelehnt, auch in der Schweiz wurde ich wegen meiner Homosexualität nicht eingestellt. Ich konnte auch nicht in Theologie promovieren und habe deshalb meine Dissertation in der Soziologie über die Wurzeln der Antihomosexualität im Christentum geschrieben. Wenn sich jetzt etwas ändert im kirchlichen Arbeitsrecht, dann wäre es mir endlich möglich, einen pastoralen Beruf auszuüben. Ich arbeite sehr gerne als Religionslehrer. In seltenen Fällen gibt es Schüler, die ein Problem mit meiner Homosexualität haben. Häufiger haben sie aber ein Problem mit der Kirche: Wie können Sie so einem Laden noch angehören? Diese Frage höre ich oft. Ich kann es keinem Menschen verübeln, die von der Klerikerherrschaft geprägte Kirche als untragbar zu empfinden.

Die Kirche muss ihre Schuldgeschichte gegenüber queeren Menschen aufarbeiten, eine bloße Entschuldigung ist nicht genug. Fast von Anfang an hat sie Menschen wegen gleichgeschlechtlicher Sexualität diskriminiert. Es ist für mich keine Option, diese, meine Kirche aufzugeben. Ich sage das kurz nachdem die Vertuschung von Missbrauch im Erzbistum München-Freising unter Joseph Ratzinger bekannt wurde. Wir haben gerade wieder einmal erfahren, wie tief die Abgründe reichen. Ich will nicht, dass dies das Ende der Kirche ist. Ich kämpfe um sie, mehr als sie je um mich gekämpft hat.



Ramona Krämer, 29, Bildungsreferentin bei der Katholischen jungen Gemeinde im Erzbistum Köln

dieser Kirche immer eine untergeordnete Rolle spielen würde. Und ich musste akzeptieren, dass ich als lesbische Frau von meiner Kirche nicht gewollt bin.

Meinen Berufswunsch habe ich aufgegeben. Aber ich wollte meine Kirche nicht einfach aufgeben, sie ist Heimat für mich. Heute arbeite ich bei der Katholischen jungen Gemeinde in Köln, und ich bin glücklich dort, aber auch in meinem Arbeitsvertrag heute stehen Loyalitätspflichten. Wie ich lebe, muss zu den Grundsätzen der katholischen Lehre passen. Ich bin lesbisch, das passt meiner Kirche nicht. Ich mache daraus aber kein Geheimnis mehr. Wenn wir ruhig bleiben, überlassen wir dem reaktionären Teil in der Kirche den Raum. Die Definitionsmacht für sich zu beanspruchen bedeutet aber noch lange nicht, im Recht zu sein. Viele Gläubige vertreten eine andere Haltung, und nicht überall spielt es eine Rolle, wen oder wie man liebt. Mich schmerzt, wie dermaßen schlecht der Ruf meiner eigenen Kirche ist. Missbrauch, Schweigen, Männermacht, Diskriminierung. Wenn ich Freunden und Bekannten, die nicht zur Kirche gehören, von meinem Katholischsein erzähle, fühlt sich das auch oft wie ein Coming-out an. Für meine sexuelle Orientierung musste ich mich noch nie persönlich rechtfertigen, für mein Bleiben in einer Kirche, die mich nicht akzeptiert, jedoch schon häufiger. Ich bin jung, ich weiß, wer ich bin. Was die Kirche nun mit uns macht, werden wir sehen. Den Schmerz einiger älterer queerer Menschen kann die Kirche nicht mehr heilen, fürchte ich. Das Minimum wäre eine Entschuldigung. Das Minimum.

Wer sonntags in meiner Familie immer unbedingt in den Gottesdienst wollte, das war ich. Ich habe mich in der Gemeinde engagiert, war im Kirchenchor und Lektorin, ich bin in die Kirche reingewachsen und fest mit ihr verwachsen. Ich wollte Gemeindeformentorin werden, ein pastoraler Beruf, dafür habe ich Praktische Theologie studiert. Die erhofften Antworten blieben an vielen Stellen leider aus oder waren einfach nicht zufriedenstellend. Damit begann meine Krise, die gleich in zwei essenziellen Erkenntnissen deutlich wurde. Mir wurde klar, dass ich als Frau in

Schwul, lesbisch – katholisch

Worum es den Menschen von #OutInChurch geht und was sich am Kirchenrecht ändern könnte VON JONAS WEYROSTA

Angst vor dem Apparat. Druck von oben. Denunzierende Kollegen. Wer in den vergangenen Tagen mit Beteiligten der Kampagne #OutInChurch gesprochen hat, konnte in einige nervöse Gesichter blicken. Menschen, die sich vor ihrer Kirche fürchten. Nicht erst jetzt, aber jetzt erst recht.

#OutInChurch ist das größte Coming-out in der Geschichte der römisch-katholischen Kirche. 125 Menschen im Kirchendienst, die offen aussprechen, dass sie nicht heterosexuell leben und lieben. Dass sie sich als schwul, lesbisch, queer, non-binär oder Transpersonen identifizieren. Priester, Gemeindeformentorinnen, Krankenpfleger, Religionslehrerinnen oder pastorale Mitarbeiter. »Wir alle waren schon immer Teil der Kirche und gestalten und prägen sie heute mit«, heißt es im Manifest der Bewegung.

Die Menschen von #OutInChurch wollen, dass sich kirchliches Arbeitsrecht ändert und sich ihre Kirche mit der Realität anfreundet. Niemand im Kirchendienst soll mehr wegen seiner Sexualität und Identität die Kündigung fürchten müssen.

Für die acht Protokolle, die in Christ&Welt und bei ZEIT ONLINE erscheinen, haben wir Gespräche geführt. Einzelne Gesprächspartner saßen im Auto auf einem Parkplatz. Die meisten Gespräche fanden weit nach Feierabend statt, wenn die Büros leer sind und man endlich offen sprechen konnte.

Katholische Arbeitsverträge enthalten in der Regel Loyalitätsobliegenheiten – Pflichten, die die Kirche Beschäftigten abverlangt. Lebensführung ist für die Kirche keine Privatsache. Wer etwa katholische Religion unterrichtet, muss die Grundsätze der katholischen Lehre auch leben. Mann liebt Frau, so deutete diese Kirche traditionell die Pläne Gottes.

Dies von ihren Mitarbeitenden zu fordern, ist den Kirchen aufgrund ihres verfassungsrechtlich abgesicherten Selbstbestimmungsrechts möglich. Es gilt weltliches Arbeitsrecht, aber Kirchen dürfen eben Zusatzforderungen stellen. Die Bischöfe hatten das kirchliche Arbeitsrecht zuletzt 2015 reformiert. Man fügte einen kleinen Zusatz ein: Die Loyalitätsobliegenheiten seien »in der Regel« einzuhalten. Weiter unmöglich blieb es, gleichgeschlechtlich zu heiraten.

Liberale Bistümer konnten seitdem Milde walten lassen und Hardliner hart bleiben. Loyalität wurde so zur Auslegungssache, und was Auslegungssachen so an sich haben: Für diejenigen, die es betrifft, entsteht Unsicherheit. Davon handelt #OutInChurch: von einer Kirche der Angst.

Bis heute macht es einen großen Unterschied, wo in Deutschland man für die Kirche arbeitet und wo man sich outet: Während in den Bistümern Eichstätt, Regensburg, Passau und Köln rigide gegen Loyalitätsverletzungen vorgegangen wird, sind Diözesen wie Osnabrück, Hamburg und Aachen für eine eher liberale Haltung bekannt. Doch selbst dort wird im liberalen Lager empfohlen, zur eigenen Sexualität und Identität besser zu schweigen, so berichten es die Menschen von #OutInChurch. Schwul? Okay, aber bitte leise.

Es gab sie trotzdem auch schon in der Vergangenheit, einzelne Priester, die über ihre Homosexualität auch öffentlich gesprochen haben. Und einzelne Bischöfe duldeten das. Weil der allgemeine Priestermangel ihnen keine große Wahl gelassen hat. Das sagen die geouteten Priester. So ist es auch in

Bistumsleitungen zu vernehmen. Egal welchen bereits geouteten Priester man fragt: Alle sagen, sie können nicht leichten Herzens jedem queeren Kollegen raten, sich zu outen. Weil man mit den Jahren zwar das eigene Kirchemfeld einschätzen kann, aber nicht, was hinter der Bistumsgrenze passiert.

Was sich verändert hat: In der Öffentlichkeit sprechen nur noch römisch-katholische Betonköpfe von Homosexuellen als Sündern. Zwar hat sich im Katechismus nichts an dieser Haltung verändert, aber die Sprachregelung wurde weicher. Als vergangenes Jahr Hunderte Priester aus Protest homosexuellen Paaren den Segen Gottes für ihre Liebe aussprachen, kam aus dem Vatikan zwar ein klares Nein. Aber es war sanft verpackt: Jeder homosexuelle Mensch sei mit offenen Armen in der Kirche willkommen zu heißen. Wenn er liebt, könne man diese Liebe nur leider nicht segnen. Da würde man sich über die Pläne Gottes stellen, sorry.

Fragt man Kirchenrechtler, wie es um eine baldige Liberalisierung des Arbeitsrechts steht, scheint dies nicht ausgeschlossen. Thomas Schüller, Professor für Kirchenrecht an der Universität Münster, hält einen Aufbruch für möglich. »Man sollte bei dieser Kirche mit Prognosen vorsichtig sein, aber ich denke, dass wir das kirchliche Arbeitsrecht in dieser Form in sehr kurzer Zeit nicht mehr haben werden.« Schüller sagt auch, viele Bistümer würden gerne auf Loyalitätsverpflichtungen hinsichtlich der Liebesbeziehungen ihrer Mitarbeiter verzichten. »Wir sprechen hier nicht von theologischer Einsicht oder der Erkenntnis, dass Kirche endlich im 21. Jahrhundert ankommen muss. Es ist die blanke Not, keine Leute mehr zu finden und immer mehr gute Dienstnehmerinnen und Dienstnehmer zu verlieren.«

Bernhard Anuth, Professor für Kirchenrecht in Tübingen, ist etwas zurückhaltender. »Ich halte die Beharrungskräfte der Kirche an dieser Stelle für groß. Die Kirche hat rechtliche ›Besitzstände‹ bislang immer nur unter starkem Druck aufgegeben.« Beide Professoren sehen in jedem Fall einen wirksamen Faktor in der staatlichen Rechtsprechung.

Also: wenn der Beschluss eines Kirchenggerichts der Überprüfung durch ein weltliches Gericht nicht standhält. Gleichstellung in zweiter Instanz. Ein langer, ein mühsamer Kampf für Menschen, die wegen ihrer Sexualität in Konflikt mit ihrem Arbeitgeber geraten. Die Kultur um sie herum ändert sich dadurch nicht. Aachens Bischof Helmut Dieser hat immerhin als Reaktion auf #OutInChurch gesagt, die Kirche habe Homosexuelle kriminalisiert. »Hier ist ein Schuldbekenntnis fällig.« Niemand dürfe aufgrund seiner geschlechtlichen Identität diskriminiert werden.

Vielleicht bewegt sich ja doch etwas, indem die Bischöfe die überkommene Ordnung selbst reformieren. Zumindest zarte Anzeichen dafür gibt es. Doch eine Mehrheit in der Bischofskonferenz für das Ende der heteronormativen Pflichten muss erst einmal zustande kommen. Bundesjustizminister Marco Buschmann (FDP) sagte am Montag: »Niemand darf wegen seiner oder ihrer sexuellen Identität benachteiligt werden.« Doch in einer religionsfreundlichen Verfassung wie in Deutschland ist auch der Bundesjustizminister wenig mehr als ein Zaungast. Die Kirche müsste sich schon ändern. Und das sollte sie tun.

Mein Coming-out war vor allem ein Ringen mit mir selbst, und es kam sehr spät nach meinem Studium und meiner Ausbildung im Priesterseminar. Zu verdrängen kann auch eine Lebensstrategie sein. Meine Homosexualität hat mir von dem Zeitpunkt an, wo ich mir meiner selbst gewiss war, wenig Probleme mit meiner Kirche bereitet. Dafür bin ich bis heute dankbar. Das Ringen war ein Prozess, der begann, als ich mir der Verantwortung als junger Kaplan bewusst geworden war, Menschen begleitend zur Seite zu stehen, ihre eigene Persönlichkeit zu finden und zu stärken. Da erkannte ich: Ich war einer jener Menschen, die meine Kirche als defizitären Menschen ansieht.

An einem Abend im Herbst 1983 habe ich das Versteckspiel beendet. Ich rief meinen Bischof an. Damals leitete Klaus Hemmerle das Bistum Aachen. Ich war unsicher am Telefon, bekannte ihm, dass ich vor der existenziellen Frage stünde, ob ich meinen Beruf weiter ausüben könnte. Er lud mich am gleichen Abend ein, zu ihm nach Aachen zu kommen. Dort angekommen, erzählte ich ihm alles, einfach alles über mein Empfinden, das Chaos in meinem Kopf, meine Lebensfrage, ob ich so, wie ich bin, richtig bin. Hemmerle stand wortlos auf und setzte sich ans Klavier und spielte etwas von Tschairowsky, bekanntlich ein homosexueller



Christoph Simonsen, 65, leitender Pfarrer in der Citykirche Alter Markt in Mönchengladbach, Bistum Aachen

Komponist. Dann kam er zurück zu mir und sagte: Christoph, wenn ein Mensch so etwas Wunderbares schaffen kann, dann kann das nur ein guter Mensch sein. Mit diesen Worten schickte mich der Bischof zurück nach Hause. Ich war erleichtert.

Von diesem Moment an hatte ich keine Angst mehr; mir wurde zugesprochen, ich selbst sein zu dürfen und reifen zu können. Seit 40 Jahren arbeite ich nun als Seelsorger an verschiedenen Einrichtungen in der katholischen Kirche, in der Krankenhausseelsorge, in der Hochschulpastoral und heute in der Citypastoral. Mir ging es nie darum, das »Konstrukt Kirche« als Selbstzweck aufrechtzuerhalten; Kirche ist nach meinem Verständnis vielmehr ein Raum der Ermöglichung, in dem Menschen nach dem Vorbild Jesu ihr je eigenes Menschsein erkennen, erfahren und entwickeln können. Nur wenn Menschen sie selbst sein können, können sie andere stützen. Kirche ist ein Lernort und kein Lehrort. Und ich habe gelernt: Nur als Mensch mit einer reflektierten Selbstachtung ist es möglich, einen Beitrag leisten zu können dazu, dass auch mein Gegenüber zu Selbstachtung findet. Deshalb ist es unabdingbar, dass die rigide Sexualmoral der Lehre der Lebenswirklichkeit der Menschen angepasst werden muss. Mein damaliges Gegenüber war ein Glücksfall; heute macht es mich ärgerlich und wütend, dass die Kirche immer noch nichts gelernt hat: Sie beharrt auf ihren Strukturen und oft menschenverachtenden Lehren, anstatt dankbar zu sein darüber, dass Menschen sein wollen, wie Gott sie geschaffen hat.



Mirjam Gräve, 45, Religionslehrerin aus Troisdorf im Erzbistum Köln

Ich saß einmal mit Kardinal Woelki zusammen und erzählte ihm von meiner Sorge, er könne mir die Lehrerlaubnis, die Missio, entziehen, wenn ich meine Partnerin heirate. Ich war nervös vor diesem Gespräch, beunruhigt. Ich lebte bereits offen lesbisch, aber was geschieht, wenn ich einen Schritt weiter gehe und heirate? Der Kardinal reagierte auf meine Sorge nicht etwa, indem er mich beruhigte, er sagte stattdessen, meine Aussage bereite ihm Stress. Klar, er hat Verantwortung für das ganze Erzbistum, er hat viel zu tun. Aber meine ehrliche Angst ist einfach nur Stress für ihn? Ich fühlte mich hilflos damals. Alleingelassen. An diesen Moment in Köln muss ich in diesen Tagen oft denken. Wenn ich mich frage, wie die Kirche reagiert, wenn sich sehr viele Menschen entgegen ihrer Angst öffentlich als queere Menschen zeigen. Sind wir wieder nur Stress für unsere Kirchenobersten? Stört unsere Angst nur? Ich kenne viele queere Katholikinnen und Katholiken, für die ihre eigene Kirche nicht nur Stress bedeutet, sondern echtes Leid. Sie leben in

Angst. Als der Kardinal auf mich ohne Empathie reagierte, habe ich persönlich meine Angst verloren. Ich wurde aktiv, offensiv. Wenn er mir die Lehrerlaubnis entziehen will, dann soll er das bitte tun. Mein Leben hängt davon nicht ab. Aber ich gebe meine Kirche deswegen auch nicht auf. Ich gehöre schließlich dazu. Diese Kirche ist auch meine Kirche. Ich habe in ihren Reihen viele Menschen erlebt, für die Homosexualität keine Rolle spielt. Das ist auch Kirche. Es ist ambivalent, das muss man als Katholikin vielleicht auszuhalten bereit sein.

Als Religionslehrerin lehre ich die Grundsätze des katholischen Glaubens, aber ich lehre eben auch meinen persönlichen Standpunkt. So können sich die Schülerinnen und Schüler ihre eigene Meinung bilden. Ich bin keine Entscheidungssträgerin, die Dinge zu verantworten hat. Aber ich bin die Person, die das übersetzen darf, Dinge erklären darf, und das mache ich dann mit meiner eigenen Haltung. Mich kritisch und zugewandt zu verhalten, so verstehe ich mich als Christin.



Stephan Schwab, 50, Jugendseelsorger des Bistums Würzburg

Nicht bei diesem Coming-out in der Öffentlichkeit und nicht, als ich mich meinem unmittelbaren Umfeld anvertraut habe.

Stephan Schwab, ein Priester aus Würzburg und ein schwuler Mann. Das bin ich. Dass das für viele Menschen, auch in meiner eigenen Kirche, nicht zusammenpasst, tut weh. Wird mich der Bischof einbestellen? Kommt es zu einem Gespräch mit dem Generalvikar? Ich kann nicht einschätzen, wie der Apparat reagieren wird. Ich bin Jugendseelsorger, meine Arbeit besteht daraus, meinen Blick auf die jungen Menschen in den Gemeinden zu richten. Vielleicht ist dies mein großes Glück: Für junge Menschen ist Sexualität auch ein wichtiges Thema, sie sind deutlich offener, deutlich progressiver im Umgang mit ihrem eigenen Empfinden als viele andere Menschen in und um Kirche. Mein Alltag findet in einem kleinen Bereich der Kirche statt, der weniger starr ist. Ich wüsste ehrlich nicht, wie es mir ginge unter älteren Gemeinemitgliedern etwa im ländlichen Gebiet.

Mein Weg bis hierher war lang: Ich besuchte als Schüler ein katholisches Knabenseminar. Schon damals habe ich gemerkt, dass ich Jungs attraktiv finde. Schon damals habe ich gelernt, dass ich das verstecken muss. Als ich später Theologie in Münster studiert habe, stand ich einmal zufällig vor der schulischen Literatur in einer Buchhandlung und habe mich dabei ertappt, wie ich mir jeden Gedanken an das eigene Schwulsein sofort verbo-

ten habe. Ich wollte Priester werden, ich wollte ein guter Katholik sein, den Regeln meiner Kirche entsprechen. Später, mit der Priesterweihe, war ich ein Stück weit erleichtert, weil ich dachte, jetzt darf ich eh nichts mehr machen, also ist das Problem gelöst. Doch die Fragen kamen immer wieder in mir hoch. Wenn ich ein Paar getraut habe, wenn ich bei Spaziergängen Liebespaare beobachtet habe. Ich war oft so hilflos. Dabei war ich 30, erwachsen und im Beruf. Aber ich war nicht ich.

Eine Supervision hat mir schließlich geholfen, mich zu erkennen. Kurz darauf wechselte ich in eine entlegene Pfarrei, lebte allein in einem großen Haus in einer kleinen Stadt. Freunde, Bekannte – alle weit weg. Ich war wahnsinnig einsam in dieser Zeit. Damals haben mich meine Sorgen, meine Zweifel besonders stark heimgesucht. Mit Priesterkollegen konnte ich über meine Ängste nicht sprechen, man weiß nie, wem man vertrauen kann. Also richtete ich meine Fühler nach außen – fand Kontakt zu homosexuellen Menschen außerhalb der Kirche. Sie waren meine Rettung. Mit ihrer freien Art, zu denken und zu leben, konnte ich mich akzeptieren lernen, ich werden. Es blieb noch eine Weile ein Versteckspiel vor meiner Kirche, aber ich hatte mich gefunden. Und heute traue ich mich erst recht, mich öffentlich zu outen, und riskiere, dass meine Kirchenleitung verärgert sein könnte. Das ist mir gewiss nicht egal – aber ich kann und will nicht anders.



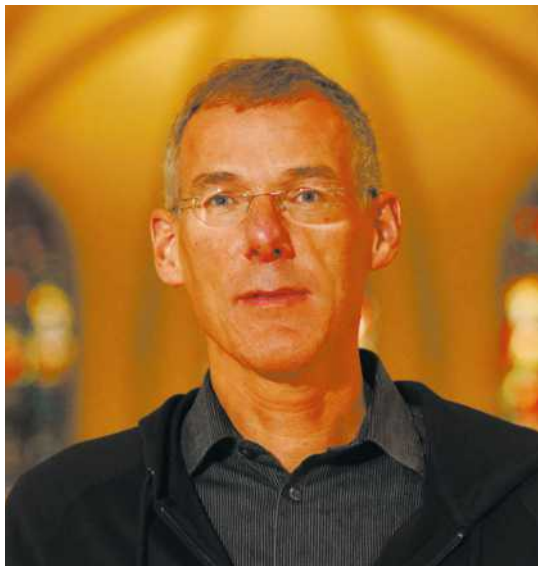
Stefan Spitznagel, 63, Priester in Marbach bei Ludwigsburg, Bistum Rottenburg-Stuttgart

Dass ich mich heute in die Öffentlichkeit begeben und offen und laut sage, dass ich ein homosexueller Priester bin, das ist für mich vor allem ein Zeichen der Solidarität. Ich will solidarisch mit den Menschen sein, die in unserer Kirche unter Diskriminierung leiden. Ich will, dass wir voneinander wissen und verstehen, dass wir viele sind. Man kann uns nicht länger verleugnen. Wir gehören zu den Gewinnern, weil wir ehrlich sind. Mein Umfeld weiß bereits Bescheid, meine Kirchenleitung auch.

Mir wurde zwar gesagt, dass ich es nicht an die große Glocke hängen soll. Der Bischof möchte nicht, dass ich mich öffentlich als Priester vor der Gemeinde dazu äußere. Dieses Ansinnen ist für mich irrelevant: Meine Gemeinde ist nicht doof, die Leute kennen mich, beobachten mich, erfahren mich. Sie werden sich ihre Gedanken längst schon gemacht haben. Und es hat nichts an ihrem Blick auf meine Arbeit geändert. Als sei ein schwu-

ler Priester ein schlechterer Priester? Meine größte Sorge gilt den jungen Menschen, die sich heute in unserer Kirche outen: Sie haben noch viele Jahre als Angestellte in diesem Laden vor sich.

Ich bin bald im Ruhestand, habe nichts mehr zu verlieren. Wäre ich heute ein junger Mann, ich würde mich sicherlich nicht mehr für den Priesterberuf in diesen Strukturen entscheiden. Kirche würde ich in anderer Gestalt mit anderen Menschen leben. Nicht unter diesen Bedingungen – den absurden Moralvorstellungen, dem scheinheiligen Gehabe und der absoluten Tabuisierung jeglicher Sexualität bei Priestern. Schon in den Siebzigern dachten wir, der Zölibat werde sich nur noch ein paar Jahre halten. Heute ist 2022 – verändert hat sich wenig. Spätestens jetzt muss diese Kirche begreifen: Die Zeit der Deutungshehoheit beim Thema Sexualität ist vorbei. Wir sind als Gesellschaft längst weiter, wenn Kirche dazugehören will, sollte sie ihren Rückstand schnell aufholen.



Bernd Mönkebüscher, 55, Priester in Hamm im Erzbistum Paderborn

Männer und lesbische Frauen generell erfahren haben, auch in der Kirche. Er forderte, dass die Kirche ihre Sexualmoral den heutigen – auch theologischen – Erkenntnissen anpasst und sie neu fasst. Die Geschichten homosexueller Menschen sollten gehört werden, sagte der Bischof aus Essen.

Doch bis heute erwartet die Kirche von homosexuellen Menschen, dass sie ihre Sexualität nicht ausleben. Die Worte von Bischof Overbeck waren für mich wie ein Türöffner. Ich outete mich und verfasste einen längeren Text über mein Schwulsein und meinen Weg in der Kirche. Und wie schön: In meiner Gemeinde sind die Menschen weiterhin wie gewohnt mit mir umgegangen, und ich kann nach wie vor in meinem Beruf als Priester arbeiten.

Aber in den einzelnen Bistümern, geschweige denn in der Weltkirche werden unterschiedliche Blickwinkel auf und Umgangsweisen mit homosexuellen Menschen und Priestern eingenommen. Darum gibt es auch im Jahr 2022 schwule katholische Priester oder queere Personen im kirchlichen Arbeitsverhältnis, die Angst haben, sich öffentlich zu outen. Meine Kirche macht ihnen Angst. Es gibt viele schwule Priester, die sich nicht outen, weil sie sich ihrer Sexualität wegen schämen oder sich in einem System der Geheimhaltung und des Sichversteckens eingerichtet haben.

Mitunter geben sie sich besonders loyal der Kirche gegenüber, um nicht aufzufallen. Sie leben

eine starke Trennung zwischen öffentlichem und privatem Leben. Wer tief katholisch geprägt ist, hat es meist nicht gelernt, über Sexualität frei zu reden, frei zu denken. Als ich 1985 mit dem Theologiestudium begann, wurde uns zum Zölibat beispielsweise gesagt, wir sollten stets darauf achten, dass bei Gesprächen ein Möbelstück zwischen uns und einer Frau steht. Viel mehr war nicht, außer dass wir unsere Sexualität integrieren sollten. Und wie?

Die Sexualität, das Menschsein kann sich unter diesen Voraussetzungen kaum entwickeln und wird im Grunde abgespalten und verdrängt. Man lernt sich nur höchst eingeschränkt kennen. Bis heute sind Gespräche unter Priestern über die eigene Sexualität, über Zweifel und Sorgen kaum möglich – immer schwingt die Angst mit, man könnte denunziert werden. Es war ein langer Weg, bis ich mich im Alter von 52 Jahren zu outen getraut habe. Er hat mich sehr viel Kraft gekostet, ich habe viel Energie gelassen in meiner Kirche, und es ging nicht ohne eine lange psychotherapeutische Begleitung.

Hinter mir liegen Depressionen und Suizidgedanken. Selbst meiner eigenen Schwester konnte ich nicht aus meinem Innersten berichten, aus Angst und Scham. Diesen Weg hätte ich mir sehr gerne erspart. Jetzt helfe ich mit, dass es möglichst vielen queeren Menschen in meiner Kirche einmal besser geht.

Fotos: Privat (6), Jens Schulze



Mädchen mit alten Augen

Was ein Schulkind aus Hannover in der Corona-Zeit alles stemmen muss. Eine Begegnung VON PETRA BAHR

Ein Leser schreibt mir: »Bitte endlich nichts mehr über das Wort mit C.« Das Thema sei »durch«, es bräuchte endlich wieder Normalität und die begänne in den Köpfen. »Normalität«, ein harmloses, ein gefährliches Wort. Es überhöht den eigenen Standpunkt zum Maß der Abweichung. Die Abweichung sitzt vor ein paar Tagen auf einer Bank. Es ist morgens um zehn an einem Dienstag, ich muss ein paar Besorgungen machen und wähle die Abkürzung durch den kleinen Park. Da sitzt ganz in Pink ein kleines Mädchen. Pinkfarbene Jeansjacke, pink ist auch der Ranz. Es hat sich in ein Heft vertieft. Kein Prinzessinnen-Comic, wie es sie an Supermarktkassen zu kaufen gibt. Es liest in einem Matheheft, einen abgekauten pinkfarbenen Bleistift in der Hand. Ein ganz normales kleines Mädchen, irgendwie süß – und so beflissen.

Doch draußen sind es 4 Grad. Es ist ein feuchtkalter Tag. Das Kind trägt eine verwachsene Maske. Vorsichtig nähere ich mich ihr und setze mich neben sie, als machte man das so auf dem Weg zum Einkaufen. Doch dann kommt doch der »Erwachsenenspruch«. »Ist dir nicht kalt? Müsstest du nicht in der Schule sein?« Sie guckt hoch. Sieht mich an wie eine Hundertjährige. »Bin in Quarantäne. Zu Hause ist kein Platz. Die Jungs sind ja auch da und das Baby.«

Das kleine Mädchen heißt Ali. Sie mag Mathe. Sie will mal Flugzeuge bauen, wenn sie groß ist. Darüber hat sie was im Fernsehen gesehen. Zu Hause wohnen sie zu acht in zwei Zimmern. Sie ist zum sechsten Mal in Quarantäne. Vierte Klasse. Wir unterhalten uns. Sie erinnert sich noch vage an die Lippenstiftfarbe der Lehrerin. »Das war in der Ersten. Der Stift ist bestimmt schlecht.«

Mama hatte schon Corona. Da lag sie auf der Couch und konnte nichts tun. Das Mädchen hat die Jungs versorgt, Zwillinge, und das Einjährige. Jetzt macht es seine Schulsachen an einem Januartag 2022 auf einer Bank und findet das normal. »Im Treppenhaus ist zu viel los. Hab ich probiert«, sagt Ali und ich sehe mein eigenes Kind, wie es in seinem geräumigen Kinderzimmer am Schreibtisch vor dem eigenen Laptop sitzt. Auch er leidet. Er vermisst vor allem die Verlässlichkeit. Sport, Musik, Freunde treffen, alles immer unter Vorbehalt. Aber es ist dieses kleine Mädchen, das mich daran erinnert, dass die hitzigen Debatten um Impfpflichten und Für und Wider der Eindämmungsregeln nur an der Oberfläche der Pandemie kratzen.

Es wird gar nichts mehr »normal« oder wie auch immer man den Zustand vor dem März 2020 beschreiben mag. Vermutlich war das Leben für Ali schon damals schwierig, ohne dass ihr das überhaupt bewusst wäre. Sie hat ihrer Mama gesagt, dass sie sich eine Impfung holen kann, an einem Bus in der Nähe der Wohnung. Sie hat übersetzt und auch die zweite Impfung organisiert. Das mit dem »Boostern« versteht sie nicht richtig. Sie zieht das O ganz weit in die Länge wie einen Kaugummi und lacht. »Kannst mir erklären.« Es gibt Hunderttausende wie Ali, Kinder, Jugendliche, für die der Alltag aus den Fugen geraten ist. Ich frage mich, wie dieses Kind noch Vertrauen fassen soll – zu staatlichen Institutionen, zu denen, die in Talkshows hitzig diskutieren über die Grenzen der Freiheit und die Solidarität, über das »blaue Auge«, mit dem Deutschland voraussichtlich durch die Pandemie kommt. Die Pandemie hat die Reichen reicher und die Armen ärmer gemacht. In weltweitem Maßstab ist das so. In manchen Ländern gehen Kinder seit zwei Jahren nicht mehr zur Schule.

Die mühsam gewonnenen Bildungsfreiheiten, besonders für Mädchen, sind massiv eingeschränkt worden. Sie sind es, die sich oft im Haushalt kümmern müssen. Werden sie wieder in die alte Geschlechterrolle gezwängt?

»Hast du schon gefrühstückt?«, frage ich. Ali schüttelt ganz leicht den Kopf und schreibt das Ergebnis unter eine Teilaufgabe. Ich denke an die Gespräche mit Freundinnen über die Vorzüge des Intervallfastens, an die Kochpartys im Lockdown mit dem Sohn und mir wird flau im Magen. Neben mir sitzt ein Kind und hat Hunger. Gegenüber ist ein Bäcker, da gibt es heißen Kakao und belegte Brötchen. Wir plaudern. »Du kannst gerne morgens vorbeikommen«, sagt die Verkäuferin. Hier ist es warm. Für Ali findet sich auch eine bessere Lösung. Eine Kirchengemeinde hat Lernräume eingerichtet, mit Platz und Internet und Freiwilligen, die Kindern bei den Hausaufgaben helfen. Aber was ist mit all den anderen, deren Zukunft an Küchentischen, in Treppenhäusern geräumt wird, wenn noch Platz für Träume ist? Welche Chancen haben sie, wie sieht eine Bildung aus, die mehr ist als die »Aufholjagd« für Klausuren und Noten? Ja, wir müssen reden. Über Gerechtigkeit, über Zugangsmöglichkeiten, über die, die viel zu wenig gesehen werden. Das kostet viel Geld. Aber es kostet vor allem etwas von all der Bequemlichkeit der öffentlichen Vernunft – und von der Bequemlichkeit der Herzen.



Petra Bahr, 55, ist Regionalbischöfin der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers und Mitglied des Deutschen Ethikrats. Sie schreibt seit der Gründung von Christ&Welt Kolumnen und Essays. Im wöchentlichen Wechsel mit Andreas Öhler betrachtet sie aktuelle Ereignisse und Alltagsphänomene.



Fotos: Jürgen Escher

DIE BILDER MEINES LEBENS



Matitjahu Kellig

Die Freundschaft zu diesem Künstler ...

... ist ein wundervolles Geschenk für mich. Durch die Begegnung mit ihm ist mir klar geworden: Wir brauchen keinen Beweis dafür, dass Kunst in uns Menschen etwas bewirkt, uns befreit, uns weitet, uns ohne Worte sprechen lässt und unzerstörbares Glück hinterlässt. Sorgen wir dafür, dass die Kunst nicht im kollektiven Konsum ihren Sinn verliert.

Otto Herbert Hajek: Serigrafie (1972, Privatbesitz)

Heute kuratiert von **Matitjahu Kellig**, Pianist und emeritierter Professor für Klavier an der Hochschule für Musik in Detmold. Er konzertierte in über 70 Ländern der Erde. Zudem ist er Vorsitzender einer jüdischen Gemeinde und Vorsitzender des Vereins Toleranz-Tunnel e. V., der um Toleranz und Respekt in der Gesellschaft wirbt. Seit vielen Jahren setzt er sich für die kulturelle und religiöse Verständigung zwischen Juden, Christen und Muslimen – für alle Menschen – ein.

Immer einen Monat lang stellt an dieser Stelle eine Persönlichkeit die Werke vor, die ihr besonders viel bedeuten: Gemälde, Plastiken, Fotografien, Grafiken, Skulpturen oder auch Videostills.

DAS WAR MEIN WENDEPUNKT

»Es ist nie zu spät für einen Neuanfang«

Hebamme war ihr Traumberuf, 25 Jahre half sie Kindern auf die Welt. Doch dann brach Katrin Vogt im Kreißsaal zusammen. Wie man mit 50 noch mal ganz von vorne beginnt PROTOKOLL VON IMKE WRAGE

Hebamme wollte ich werden, das war mir schon früh in meinem Leben klar. Mit 16 lernte ich eine Hebamme kennen, die mich beeindruckte. Ich fand das spannend – ihren Beruf, ihre Geschichten vom Wunder der Geburt. Sie schlug vor, mich mal mitzunehmen, mir ihre Arbeit im Krankenhaus zu zeigen. Also machte ich ein Praktikum.

Die erste Geburt überwältigte mich. Der Moment der Stille, als das Kind nach langen Wehen endlich da war; das erste Augenöffnen, das langsame Rekeln, der erste Schrei. Ich spürte: Hier war gerade etwas Magisches passiert – etwas, das mich anzog, das mich packte. Ich wollte das wieder erleben, wollte selber Hebamme sein. Das ist jetzt 30 Jahre her.

Nach der Hebammenausbildung in Braunschweig arbeitete ich erst in Bremen, dann in Berlin, bis ich mit meinem Mann wieder zurück in die Nähe von Bremen zog. Dort teilte ich mir mit fünf Kolleginnen als Selbstständige eine Praxis, in der wir geburtsvorbereitende Kurse und eine Betreuung vor und nach der Schwangerschaft anboten. Zusätzlich arbeitete ich mit halber Stelle in der Geburtsklinik im Schichtdienst.

Ich liebte meinen Beruf. Sie lag mir, die Rolle als empathische Beraterin und Begleiterin. Spätestens aber, als ich Mutter wurde und eine eigene Familie gründete, wurde mir klar, wie hart die Arbeit auch war. Hebammen haben keinen Nine-to-five-Job. Geburten sind nicht planbar, ständig ist man in Alarmbereitschaft, so richtig Feierabend hat man nie. Vor allem der

Schichtdienst in der Klinik machte mir zu schaffen: Mal hatte ich Frühdienste, mal Spätdienste, mal Nachtdienste. Mal schlief ich vormittags, mal abends, mal gar nicht – immerhin hatte ich zwei kleine Kinder zu Hause. Mein Leben hatte keinen Rhythmus. Oft hastete ich von Termin zu Termin.

Um den Job gut zu machen, musste ich meine Familie oft trösten. Mein Mann und meine zwei Töchter, heute 25 und 28, machten das mit, sie kannten das nicht anders. Aber es belastete uns, ich verpasste viel zu Hause. Was mich zusätzlich frustrierte: Meine Arbeit war gesellschaftlich weder besonders anerkannt, noch war sie gut bezahlt.

Gerade in der Freiberuflichkeit geraten Hebammen durch hohe Gebühren und Versicherungskosten schnell in eine finanzielle Schieflage. Mit den Jahren signalisierte mir mein Körper immer stärker, dass es so nicht weiterging; dass das Pensum zu hoch war, die Belastung und das Tempo zu hoch. Tagsüber hatte ich Magenschmerzen, nachts konnte ich nicht schlafen.

Ich ignorierte das. Ich war schon immer eine Person, die alles gut und es anderen recht machen wollte. Andere Hebammen schafften noch mehr als ich, hatten noch jüngere Kinder – also wollte ich das auch schaffen. War ich mal krank, plagte mich das schlechte Gewissen. Ich wusste, dass dann andere für mich einspringen mussten. Der Gedanke, ihnen zur Last zu fallen, setzte mich zusätzlich unter Druck.

2014 brach ich im Kreißsaal zusammen. Ich war morgens schon mit einem schlechten Gefühl zur Arbeit gefahren, war

übernächtigt, dünnhäutig. Auf der Station war viel los an dem Tag. Ich sollte eine Geburt betreuen, die sich endlos zog. Der Frau ging es schlecht, sie war besorgt, hatte Schmerzen. Für mich war das Routine, ich hatte das Hunderte Male begleitet. Doch diesmal war etwas anders – ich war anders. Ich mag das Wort nicht, aber es trifft zu: Ich war ausgebrannt, wollte nur noch schreien und heulen. Das war mein letzter Dienst als Hebamme.

Mein Arzt schrieb mich krank. Ich bat um ein, zwei Wochen, das würde schon wieder werden, dachte ich da noch, eine kleine Pause musste reichen. Aus Wochen wurden Monate, aus Monaten ein Jahr. Im Anschluss probierte ich eine Wiedereingliederung. Doch ich bekam wieder Magenschmerzen. Mein Körper wehrte sich.

Ich war fast 50. Ich hatte mir nie einen anderen Beruf vorstellen können. Wie würde es weitergehen? Konnte ich überhaupt etwas anderes? Wer war ich, wenn keine Hebamme mehr? Ich hatte Angst vor dem, was kam.

Heute weiß ich: Es ist nie zu spät für einen Neuanfang. Es braucht Mut, Kraft – und die richtigen Menschen. Ich hatte großes Glück mit meiner Betreuerin beim Arbeitsamt. Sie war sehr einfühlsam und zugewandt, sprach nie von »zu spät« oder »zu alt«, im Gegenteil. Sie sagte: »Wir schauen jetzt einfach mal, was alles geht.«

Bei mehreren Weiterbildungen fiel uns mein gutes räumliches Vorstellungsvermögen auf. Ich war schon früher gut in

Mathe gewesen – und wollte komplett raus aus dem medizinischen Bereich. Wir überlegten, ob der Beruf der technischen Zeichnerin etwas für mich sein könnte.

Anfangs hatte ich noch Zweifel. Ich weiß noch, wie ich einem Freund am Telefon sagte, dass ich nicht sicher war, ob ich wirklich noch mal Anfängerin sein konnte und wollte – ich war schon 50, was sollten die Leute denken!? Seine Antwort werde ich nie vergessen: »Immer, wenn mir jemand erzählt, dass er sich nicht traut, etwas Neues zu machen, gebe ich mit dir an und erzähle deine Geschichte.«

2020 habe ich meine Abschlussprüfung zur technischen Zeichnerin bestanden, zweieinhalb Jahre bin ich dafür noch mal zur Schule gegangen. Statt Kindern auf die Welt zu helfen, fertige ich jetzt 3-D-Modelle von Maschinenbauelementen für einen Elektronikhersteller am Computer an. Ich kalkuliere, welche Kräfte auf die Elemente wirken und welche Materialien ein Bauteil dafür braucht.

Manchmal vermisse ich das Hebammen-Dasein. Das Gefühl, nach anstrengenden, aber erfüllenden Momenten heimzukommen. Zu wissen: Ich habe gerade ein ganz kleines bisschen die Welt verändert. Zurück will ich trotzdem nicht. Ich habe jetzt einen Job, den ich mag und der mich fordert. Einen, bei dem ich den Stift fallen lassen und einfach Feierabend machen kann. Ich bin gesund. Mein Leben ist planbar. Ich habe freie Wochenenden mit meiner Familie – und endlich Zeit für mich.



Fotos: Katrin Vogt



Katrin Vogt in ihrem alten Beruf als Hebamme. Und heute in ihrem neuen als technische Zeichnerin.